

Geschlechterperspektiven in der frühen Neuzeit

Internationale Konferenz,
16.–19. Oktober 1996, Frankfurt a. M.

Dorothea Nolde/Ulrike Weckel

Gut vierhundert Forscher/innen kamen in Frankfurt zusammen, um eine Bilanz der bisherigen Ergebnisse der Frühneuzeitforschung im Hinblick auf Geschlechterperspektiven zu ziehen, und die inzwischen erreichte methodische Vielfalt zu diskutieren. In konzeptioneller Hinsicht war diese Konferenz ein Experiment, und um es gleich vorwegzunehmen: Es gelang und sollte gerne Schule machen. Die von der Frauen- und Geschlechterforschung von Anfang an propagierte Interdisziplinarität wurde hier in verschiedenen Varianten ganz konkret erprobt und damit für alle Teilnehmer/innen sowohl in ihren anregenden und intellektuell beflügelnden Möglichkeiten als auch in ihren mitunter Ungeduld oder gar Mißmut hervorrufenden Grenzen erfahrbar.

Den Kern der Veranstaltung bildeten insgesamt 22 Workshops, in denen mehrere Expert/inn/en aus der Sicht ihrer jeweiligen Disziplin und ihres speziellen Frageinteresses ein Thema gemeinsam vor- und zur Diskussion stellten. Je präziser und begrenzter Fragestellung und Quellenbasis gewählt waren, desto plastischer wurden die Vorteile fächerübergreifender Zusammenarbeit. So erwiesen sich insbesondere jene Workshops als fruchtbar, in denen die Veranstalter/innen sich von dem tagungsüblichen Konzept mehr oder weniger unverbundener Vorträge gelöst und sich auf eine gemeinsame Quellengrundlage geeinigt hatten. Als Beispiel mag der Workshop „Weibliche Selbstdarstellung im 17. Jahrhundert“ gelten: Das sogenannte „Mausoleum“ der Landgräfin Sophia Eleonora von Hessen-Darmstadt erwies sich als eine ausgesprochen glückliche Quellenwahl, enthüllte doch erst die Verbindung von dynastisch-politischen, gattungs- und literaturgeschichtlichen sowie kunsthistorischen Betrachtungen das Exzeptionelle dieses höfischen Funeralwerkes. Wie Jill Bepler, Helga Meise und Birgit Kümmel überzeugend vorführten, stand hier – anders als in den sonst üblichen gedruckten, illustrierten Leichenpredigten – nicht das Gedenken an den Verstorbenen, sondern die Selbstdarstellung der trauernden Witwe im Vordergrund. Eine etwas andere, ebenfalls sehr aufschlußreiche Herangehensweise wählten die Soziologin und Juristin Ute Gerhard und die Historikerin Heide Wunder: Die fachliche Verdoppelung der Perspektive erwei-

terten sie um eine zeitliche, indem sie das „Rechtsinstitut der Geschlechtsvormundschaft“ sowohl eingebettet in die frühneuzeitliche Rechtskultur als auch in der Rückschau des 19. Jahrhunderts und im Zusammenhang der Entstehung des modernen Rechtssystems betrachteten.

So anregend diese Form der interdisziplinären Arbeit am konkreten Beispiel auch war, nicht selten kam es vor, daß die Teilnehmerinnen derart in die inhaltliche Diskussion vertieft waren, daß die angestrebte methodische Reflexion dabei auf der Strecke blieb. Leichter hatten es in dieser Hinsicht jene Workshops, die von vornherein angetreten waren, heuristische Grundlagen in Frage zu stellen und neu zu definieren. Unter dem Titel „Defining Moments“ deckten die Kunsthistorikerinnen Nanette Salomon und Valerie Traub gemeinsam mit der Historikerin Natalie Zemon Davis aus feministischer Sicht die in den Epochenbezeichnungen Spätmittelalter, Renaissance und Frühe Neuzeit enthaltenen geschlechtsspezifischen Machtimplikationen auf, und die Soziologinnen Gesa Lindemann und Regina Kreide thematisierten „Unterscheidung und Grenzen als transdisziplinäre Konzepte“. Im Ganzen überzeugte gerade die Kombination von überwiegend quellenorientiert arbeitenden Workshops mit einer kleinen Zahl auf konzeptioneller Ebene angesiedelter Fragestellungen.

Ähnliches gilt auch für das Rahmenprogramm, wo ebenfalls Forschungsbeispiele und Grundsatzdebatten einander ergänzten. Natalie Zemon Davis plädierte in ihrem Eröffnungsvortrag dafür, Interdisziplinarität vor allem als Öffnen und Überschreiten von Grenzen – „crossing boundaries“ – zu verstehen. Zum Auftakt des zweiten Tages stimmten drei Vorträge auf die inhaltlichen Schwerpunkte – „Herrschaft und Wissen“, „Die Ordnung der Geschlechter“ und „Die Körper: Öffentlich und Privat“ – ein. Hervorzuheben ist hier insbesondere der Beitrag der Kunsthistorikerin Daniela Hammer-Tugendhat, die sehr anschaulich vorführte, in welcher Weise die Darstellung von Nacktheit eine „natürliche“ Differenz der Geschlechter nicht etwa abbildet, sondern herstellt. Am Beispiel der beiden Adam und Eva darstellenden Monumentalakte von van Eyck erläuterte sie, daß gerade die („Wahrheit“ suggerierende) naturalistische Darstellungsweise die stilistische Differenzierung als den Körpern immanent erscheinen läßt und auf diese Weise eine „Vernatürlichung“ der Geschlechterdifferenz leistet. Das Männlichkeits- und Weiblichkeitsideal der italienischen Renaissance führte sie am Beispiel von Michelangelos David-Skulptur und Giorgiones Venus vor. Während männliche Nacktheit keineswegs auf Erotik reduziert und überdies mit der Darstellung eines autonomen Subjektes verknüpft werde, beinhalte das Bild weiblicher Nacktheit Passivität, Keuschheit und Erotik zugleich und sei mit der Vorstellung von Autonomie gänzlich unvereinbar. Für den Übergang vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit konstatierte Daniela Hammer-Tugendhat eine Erotisierung weiblicher Nacktheit und das Verschwinden des nackten Mannes aus erotischen Bildzusammenhängen – letzteres sogar bei der Darstellung des Geschlechtsaktes, etwa wenn in Zeus-Szenen dieser in der Metamorphose des Goldstaubes erscheint.

Im Abschlußplenum, dessen Hauptthema die Chancen und Grenzen der Interdisziplinarität waren, wurde noch einmal deutlich, was sich

vielfach bereits in den Workshops abgezeichnet hatte. Wie Gudrun-Axeli Knapp in einem systematischen Eingangsreferat ausführte, geht es bei diesem Unternehmen nicht nur um ein Zusammenwirken mehrerer Fächer, sondern um eine Konfrontation verschiedener Zugänge, Erkenntnisweisen und Aussagebedingungen und um ein Aufbrechen der Perspektiven auch innerhalb der einzelnen Disziplinen. Fand diese programmatische Aussage noch allgemeine Zustimmung, so tauchte sehr schnell das Problem der Handhabbarkeit derart komplexer Ansätze auf, und hier schieden sich die Geister. Zwischen dem Bearbeiten eng umrissener Fragestellungen einerseits und abstrakten Theoriedebatten andererseits scheint eine Vermittlung nur schwer zu gelingen.

Ein weiteres Problem stellt offensichtlich die politische Orientierung postmoderner feministischer Forschung dar. So sah Gudrun-Axeli Knapp sich bemüßigt, noch einmal daran zu erinnern, daß die Forderung nach Interdisziplinarität in der Frauenforschung ursprünglich politisch motiviert und begründet war. Ist dies einfach in Vergessenheit geraten oder läßt ein neues Problembewußtsein die alte Programmatik mit ihrer kämpferischen Begrifflichkeit inzwischen leicht antiquiert erscheinen? Als aus dem Publikum die Frage an das Podium erging, inwieweit die allseits befürwortete Inter- oder auch Transdisziplinarität denn heute noch von gemeinsamen feministischen Erkenntnisinteressen getragen werde, blieben die Antworten jedenfalls einigermaßen vage.

Das Verhältnis von Frauenbewegung und Frauenforschung war denn auch Thema einer eigenen Podiumsdiskussion, die jedoch das aktuelle Dilemma feministischer Politik eher erneut dokumentierte als Auswege wies. So wischten insbesondere die deutschen Diskutantinnen die von Gisela Engel gestellte Frage, ob der *linguistic-turn* nicht eine Entpolitisierung feministischer Wissenschaft bewirkt habe, reichlich sorglos und ohne nähere Begründung vom Tisch. Bettina Mathes etwa sah in ihm nicht den Grund, sondern die Überwindung der von Ute Gerhard diagnostizierten „Flaute“ der Frauenbewegung. Nicht anspruchsvollen theoretischen Höhenflügen, sondern der vermeintlichen „Identitätspolitik“ früherer Jahre lastete sie die politische Stagnation an. In etwas schlichter Rezeption von Judith Butler forderte sie, die Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit und Zwangsheterosexualität zu entlarven und Mut zur Subversion zu entwickeln. Ihre Vorschläge, wie dies praktisch zu bewerkstelligen sei, nahmen sich dann allerdings recht plakativ aus. Desgleichen blieb Ulrike Teubner die Erklärung schuldig, wie ausgerechnet eine Frauenhochschule uns „vom Ballast der Zweigeschlechtlichkeit befreien“ soll.

Dabei hätten die erfrischend undogmatischen Beiträge der ausländischen Kolleginnen die Selbstgewißheit, daß die dekonstruktivistische Wende nicht nur wissenschaftlich höchst anregend, sondern auch politisch unmittelbar praktikabel sei, eigentlich erschüttern müssen. So berichtete Merry Wiesner, daß in den USA heute Studentinnen immer häufiger ein reges Interesse an feministischer Theorie bekunden und gleichzeitig beteuern, keine Feministinnen zu sein. Ist also die (gesellschaftlich relativ folgenlose) theoretische Beschäftigung salonfähiger als die politische Praxis? Oder muß die jüngere Generation sich nun von ihren feministischen Lehrerinnen distanzieren, weil sie es nicht mehr

ausschließlich mit reaktionären frauenfeindlichen männlichen Professoren zu tun hat? Anlaß zu Nachdenklichkeit hätte auch der Bericht von Kathy Davis über die niederländische Hochschullandschaft bieten können. 20 Lehrstühle für Frauenforschung gibt es in diesem Land, das damit weltweit den höchsten Grad an Institutionalisierung aufzuweisen hat. Nun überlegen die Wissenschaftlerinnen von dort aus, wie sie ihre kritische Funktion sowohl gegenüber der Institution als auch gegenüber der eigenen sozialen Bewegung wahrnehmen – eine Situation, von der die studentische Frauenpolitikerin auf dem Podium, Lene Riedel, in der Bundesrepublik wohl weiter nur träumen kann.